

# Volkswacht

Die Volkswacht erscheint wöchentlich am Sonntag.  
Bezugspreis monatlich 48 Pf., vierteljährlich 1,35 RM., einschließlich Postgebühren. In den Abbestellen monatlich 40 Pf. Durch die Post bezogen vierteljährlich 1,35 RM., einschließlich Postgebühren. Einzelnummer 10 Pf.

**Anzeigenpreise:**  
Die gespaltene Zeile 30 Pfg. für auswärts 35 Pfg., die 2 gespaltene Restameile 1 RM. Arbeitsmarkt und Wohnm. angelegten 10 Pfg. Anzeigen mit Platzbestimmung werden besonders berechnet.  
Bei Wiederholung Rabatt laut Tarif.

## Organ für die werktätige Bevölkerung der Provinz Westpreußen

Redaktion und Expedition  
Paradiesgasse Nr. 52

### Publikations-Organ der Freien Gewerkschaften

Telephon für Redaktion und Expedition 3290

Nr. 31

Danzig, Sonnabend den 3. August 1918.

9. Jahrgang

# Völkerschicksal

## Im Vollenbung des vierten Kriegsjahres

Die Sense fruchtet in dem ersten reifen Korn. Der Wind weht über die ersten Stoppeln.

Und wieder ertönt das Erinnern des Menschen aus den geistigen und materiellen Wirnissen der Kriegsgegenwart zurück zu den letzten Julitagen 1914. Kein Gedächtnis ist zu schmerzhaft, um nicht seinem Träger die letzten Ereignisse vor dem unheimlichen Weltumsturz in plastischer Deutlichkeit vor Augen zu stellen: die Lage der unerträglichen Spannung, den Tag der Erklärung des Kriegszustandes. Das Aufstöhnen der letzten Hoffnungsfunken: der Kriegszustand ist noch nicht der Krieg! Und schließlich das Zerstampfen dieses Trostfünkchens vor der Wucht der Nachricht: die Mobilmachung beginnt! Der mächtigere Schächer Krieg nahm dem Mäher die Sense aus der Hand: Von nun an sollst Du Menschen mähen! Vielleicht selbst geschlachtet werden. Der Krieg leerte die Werkstätten und Schreibstuben. Er riß Mann und Frau auseinander, führte die Väter von ihren Kindern, nahm den wehftöpfigen und gebückten Alten den Trost und die Stützen ihrer letzten Tage.

Der Landwehrmann Schulze, der in den letzten Mobilmachungstagen sich stellen mußte, wehrte lächelnd ab, als ihm seine Frau Wollschum und Unterzeug zum Mitnehmen einpacken wollte: Bis zum Winter sind wir längst wieder zu Hause! Glaub' ja nicht, daß das lange dauern kann!

Nun vollenden wir das vierte Kriegsjahr und der Landwehrmann Schulze und die vielen, vielen anderen, die seine Meinung über die Kriegsdauer teilen, wissen nicht zu sagen, wann es der Menschheit gelingen wird, den grauen Zeitgenossen Krieg aufs Altenteil der Weltgeschichte zu setzen. Das Menschenauge tastet Tag um Tag die Nachrichtenpakete der Zeitungen ab nach dem Friedenszeichen, nach dem das Herz föhrt. Wieder nichts! Keine Aussicht, an der es sich aufhängen könnte. Nichts! Seit vier Jahren...

Und doch: Der Hoffnung auf eine baldige Beendigung des Krieges konnte sich nur hingeben, wer über die wahre Konstellation, die zum Ausbruch des Krieges geführt, sich täuschte. Deren Zahl ist groß. Und wie könnte es anders sein? Haben wir doch noch vor kurzem aus dem Munde eines deutschen Staatssekretärs des Auswärtigen, des Herrn von Kühlmann, in der bekannten Reichstagsrede Worte gehört, die darauf schließen lassen, daß er die Kriegsursache auf der Seite Rußlands sieht. Es braucht hier nicht untersucht zu werden, ob die Annahme, Herr von Kühlmann habe diesen Teil seiner Ausführungen aus tatsächlichen Gründen gemacht, nahe oder fern liegt, jedenfalls besteht die Tatsache, daß selbst heute, am Ende des vierten Kriegsjahres, der Charakter dieses Krieges noch vielfach verkannt wird, dieser Charakter, der die lange Dauer des Krieges, die Zähigkeit und Erbitterung, mit denen er geführt wird, sowie die Schwierigkeiten, die sich dem Frieden entgegenstellen, deutlich erklärt.

Der große Krieg von 1914 ist einer der Kriege Englands mit einem seiner augenblicklichen ernsthaftesten europäischen

Mitbewerber um die Priorität auf dem Weltmarkt. Vielleicht könnte man statt „Priorität auf dem Weltmarkt“ auch sagen: um die Weltherrschaft, aber das läuft unter dem kapitalistischen Wirtschaftsprinzip auf eins hinaus. Unter allen Umständen ist das äußerliche Charakteristikum dieses Krieges das, das auch alle anderen Kriege, die England geführt hat, kennzeichnet: die lange Dauer, die Zähigkeit, die Unversöhnlichkeit.

Englands Kriege zerfallen in großen und ganzen in zwei Kategorien: in die Kolonialkriege, die bis zur Unterwerfung außereuropäischer Völker geführt werden, und in die europäischen Kriege, die das Ziel haben, den aussichtsreichen Mitbewerber um die Weltherrschaft oder die Priorität auf dem Weltmarkt auszuschalten. In seinen europäischen Kriegen hat England diesen Zweck bisher immer erreicht. Es hat bereits, ehe es an kolonialisatorische Erwerbungen ging, die Reiche, die als Mitbewerber in Betracht kamen, durch Kriege geschwächt, und es hat, nachdem es Kolonialmacht geworden war, diese Kolonien zu ungeheurer Ausdehnung gebracht auf Kosten der französischen, spanischen und holländischen Mitbewerber.

Die Geschichte der europäischen Kriege Englands zeigt dem auch eine wunderbar folgerichtige Entwicklungslinie. Alle Reiche, mit denen England in den Krieg eintritt, haben jedesmal den Stand der politischen und wirtschaftlichen Qualifikation erreicht, um als Mitbewerber um die Weltherrschaft aufzutreten. In der zeitlichen Reihenfolge, in der sie diese Entwicklungsstufe erlangten, geraten sie in Konflikt mit England. Es ist kein Zufall, daß die drei europäischen Reiche, die ihre günstige Lage an der See ganz besonders zu überseeischen Unternehmungen vorausbestimmte, lange und furchtbare Kriege mit England zu führen hatten: Spanien, Frankreich, die Niederlande.

Es ist nur natürlich, daß Deutschland in diesem blutigen Reigen am Ende der Reihe gestanden hat. Deutschlands Politik wurde bis fast zum Ende des vorigen Jahrhunderts bestimmt durch seine Rolle als Kernstaat Europas. Seine geographische Lage in der Mitte unseres Erdteils stellte ganz besondere Aufgaben und brachte ganz bestimmte Orientierungen mit sich. Die großen Handelsunternehmungen, die wirklichen politischen Beigeschmack haben, liegen in den Händen der Hanse und gehen in ihrem Grundzuge nach dem Osten. Später wird Deutschland durch den 30-jährigen Krieg lange in der Entwicklung zurückgeworfen und gehemmt.

Doch: Als es geeinigt dastehet, als sich seine kommerzielle und industrielle Leistungsfähigkeit entwickelt, als es mit seiner Handelsquote England zu erreichen beginnt, da beginnt auch die Einkreuzung durch England. Eduard VII. bemüht geschickt die vorliegenden Fäden und knüpft das Netz der neuen Entente.

Es ist der größte Fehler Bismarcks in der auswärtigen Politik, die kommende Auseinandersetzung Englands mit Deutschland nicht vorausgesehen oder diese Voraussicht nicht mit genügend hohen Posten in seine außenpolitische Rechnung eingestrichelt zu haben. Die Behandlung Frankreichs durch

Deutschland hat der Kontinentalpolitik Englands gegen Deutschland in einer Weise vorgearbeitet, wie sie die englischen Staatsmänner sich nicht paßlicher hätten bestellen können. Der durch diese Behandlung aufgestachelte Revanchewahn der Franzosen ist das bindende Element gewesen, das die Entente zusammengehalten hat.

England führt nun seinen „Verteidigungskrieg“, den Krieg zur Verteidigung seiner Weltmachtstellung. Den wahren Verteidigungskrieg führt allerdings Deutschland: den Krieg seiner faktischen Verteidigung gegen England, das die halbe Welt zusammengebracht hat, um Deutschland in der Auswirkung seiner Entwicklungsmöglichkeiten zu hindern, wie es seine andern europäischen Mitbewerber ebenfalls gehindert hat.

Das von Haus aus keine Inselreich ist auf einer Höhe der Macht angelangt, auf der es entweder beizuhalten die Höhe ist erreicht oder es soll noch höher gehen, ohne daß die Mittel, mit denen der Weitertrieb bewerkstelligt wird, eine Rolle spielen. In dieser Situation ist ein Reich nicht mehr Herr bei der Entscheidung über Krieg und Frieden. Es lohnt sich noch immer, wenn England einen Mitbewerber niederzuschlagen. Und selbst aus einem für das Inselreich minder glücklichen Kriege gegen einen Mitbewerber ging dieser in der Regel so geschwächt hervor, daß England seinen Zweck, die Ausschaltung, erreichte.

Hier liegen die ungeheuren Schwierigkeiten, zu einem Frieden zu kommen. Keiner der Kriegsbeteiligten mag es, sich mit so brutalen Mitteln gegen den Frieden zu wehren, wie England. Die Verweigerung der Basse für die Kongressdelegierten und der Fall Tioelstra sind unüberlegbare Zeugnisse dafür, daß England noch keinen Frieden brauchen kann. Und warum es keinen Frieden will, dafür finden wir die Erklärung in seiner Weltmachtstellung. Beherricher der halben Welt zu sein und aus einem Kriege vor der Bedeutung des jehigen als halb Unterlegener hervorzugehen. — Diese beiden Rollen lassen sich nicht in einer Gestalt vereinigen.

Wir als Sozialdemokraten haben wiederholt gesehen, daß England auch in die von uns angestrebten Friedensaktionen störend eingegriffen hat. Das muß am Ende des vierten Kriegsjahres vor aller Welt und angesichts der riesigen Opfer dieses Krieges betont werden. Davon, daß die englischen Arbeiter sich ernstlich gegen diese Anti-Friedenspolitik gewehrt hätten, haben wir leider bisher nur wenig vernommen. Die Arbeiter Deutschlands und vielleicht auch die Franzosen hätten sich das nicht gefallen lassen! Das steht fest.

Trotzdem wird die Sozialdemokratie ihre Friedensbestrebungen fortsetzen. Sie wird ihren Eifer in dieser Hinsicht steigern, je länger der Krieg dauert. Und sie hegt die Hoffnung, daß ihre Friedensarbeit mit dazu beitragen wird, die Friedensströmung in den andern kriegführenden Ländern derart zu steigern, daß bald, recht bald allüberall mit dem Dichter gelungen werden kann:

Dem die Völker wollen Frieden,  
Frieden jedes Menschenherz!

# Mobilmachung des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie

Es gibt bekanntlich eine Menge reicher Leute, denen es nicht vergönnt ist, ihren Patriotismus durch Teilnahme an den Kämpfen auf den Schlachtfeldern zu betätigen, sondern die zu ihrem Schmerze verurteilt sind, zu Hause zu bleiben, wo sie riesige Gewinne anhäufen und Schätze ansammeln, die ins Archivarische gehen. Da man diese Kriegsgewinnler nicht gegen den äußeren Feind zu Felde ziehen können, so wollen sie ihre Kräfte nach dem Kriege wenigstens gegen den inneren Feind

anzuwenden, als den sie noch immer die deutsche Sozialdemokratie ansehen. Das beweist ein

Aufruf des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie, der von der Leitung dieser Organisation erlassen wurde und folgenden Wortlaut hat:

Berlin SW., 11. im Juli 1918.  
Deffauer Str. 30.

Euer Hochwohlgeborenen!

Die Hochstimmung des ersten Augusttages des Jahres 1914 bei der langen Dauer des Krieges verflohen, Verbitterung herrscht in weiten Schichten des deutschen Volkes. Der Gedanke, die sozialdemokratische Arbeiterklasse, die doch mit uns am Leben und Sein hängt, wie alle übrigen Volksglieder, durch fortwährende Jugendkämpfe bei guter Laune zu erhalten und sie für die Erfüllung ihrer Pflichten zu betonen, trägt unheilvolle Früchte.

Das deutsche Wirtschaftsleben, das, durch verfehlte staatspolitische Maßnahmen schon genug geschädigt ist, geht nach dem

Frieden schweren Erschütterungen entgegen. Festige Lohnkämpfe nach dem Kriege sind zu erwarten. Die Befürchtung ist nicht von der Hand zu weisen, daß der nächste Reichstag die Durchführung des verhängnisvollen Bismarckschen Grundgesetzes „des Schutzes der nationalen Arbeit in Stadt und Land“ nicht mehr gewähren wird. Dann würden Reichstagsauflösungen sich häufen, wenn die bürgerlichen Parteien, die auf dem Boden obigen Grundgesetzes stehen, sich nicht erfolgreich zusammenschließen, um der roten Flut einen Damm entgegenzusetzen.

Da gilt es, beizeiten zu rüsten, um die drohenden politischen und wirtschaftlichen Kämpfe bestehen zu können.

Der „Reichsverband gegen die Sozialdemokratie“ muß abermals, wie vor den Wahlen des Jahres 1907, eine umfassende und großzügige Aufklärungsarbeit in die Hand nehmen. Dazu bedarf es erheblicher Mittel und ist am Werke, um diese Arbeit leisten zu können,

einen Wahlschatz zu sammeln.

Wollen wir nicht russischen Zuständen entgegensehen, wird Opferwilligkeit zur rechten Zeit unerlässlich sein, um den Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft zu verhüten.

Wer die Zeiten der Zeit erkennt und dafür ist, daß mit der Fackel der Wahrheit in die weitesten Volkstriebe hineingeleuchtet wird, um schwere Schädigungen des Volksganzen zu verhüten, setzt sich dem späteren Vorwurf nicht aus: Du hättest rechtzeitig das Deine dazu beitragen können, die drohende Gefahr abzuwehren.

Wir richten daher an Ew. Hochwohlgeborenen die dringende Bitte, zu unserem Wahlschatz nach Kräften beizusteuern, um darauf hinzuwirken, daß nicht die Beste Gleichgültigkeit proletarischer Masseninstinkte auf den Trümmern der bürgerlichen Gesellschaft und unserer Wirtschaftsordnung die Welt regiert.

Wir sind im Verteidigungskrieg gegen den sozialdemokratischen Angriff. Zum Kriegführen gehört aber Geld, Geld und nochmals Geld! Wir hoffen, daß unser Appell an Ihre oft bewährte Opferwilligkeit auch diesmal nicht vergebens sein wird und zeichnen

mit vorzüglicher Hochachtung  
ergebenste

Hauptstelle des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie,

Der Vorstand des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie,

Birkl. Geh. Rat Graf von Arnim, M. d. S., Muskau.

Oberstleutnant a. D. Graf von Blücher, Postdam.

Genrat d. Inf. 3. D. von der Boed.

Birkl. Geh. Rat von Dietzen, M. d. S., Gröbzigberg.

Landrat a. D. Graf zu Dohna, Potsdam.

Landrat a. D. Dr. von Gohlar, M. d. S., Schäß bei Gehr.

Geh. Justizrat Haarmann, M. d. S., Dortmund.

Syndikus Hirsch, M. d. S. und A., Essen.

Generaldirekt. Reg.-Kat a. D. Kleindorff, Schloss Waidenburg.

General d. Inf. 3. D. von Liebert, M. d. S. (i. Verf.), Berlin.

Fürst von Pleß, M. d. S., Fürstenstein.

Direktor Dr. Ruhnow, Berlin.

Landrat a. D. Röger, M. d. S., Berlin.

Geh. Regierungsrat Dr. Schmidt, Berlin.

Geh. Kommerzienrat Borster, M. d. S., Köln.

Landgerichtsdirektor Dr. Wagener, Dresden.

Der Aufruf erinnert rechtzeitig daran, daß nach dem Krieg der zweite Entscheidungskampf um die Zukunft Deutschlands beginnen wird.



Fragen der Kohlenversorgung

Je kürzer die Tage werden, desto näher rückt die Sorge um die Hausbrandkohlen. Unsere heimische Kohlenförderung...

Die Sommermonate sind aus mehreren Gründen für die Anlieferung von Hausbrandvorräten am günstigsten. Vor allen Dingen tritt dann der im Herbst in der Regel stark einsetzende Waggomangel am schwächsten auf...

Die Kohlamittel scheint demnach diesmal schon frühzeitig einzutreten. „Schafft mehr Kohlen!“ heißt es in jenen Zuschriften, klingt es heraus aus den Presseberichten über die Kohlenmärkte...

Die Reichstagskommission beschloß, den Reichskanzler zu ersuchen, „mit allen Mitteln die Kohlenförderung zu steigern“. Dieserhalb die Bergarbeiterzahl zu erhöhen, die Abfuhr zu forcieren, bevor die Beförderung der neuen Ernte unsere Transportmittel in ausschlaggebender Weise in Anspruch nähme...

Jedenfalls ist es von unabsehbarer Bedeutung für unsere innerpolitische Lage, daß die Bevölkerung im kommenden fünften Kriegswinter möglichst wenig unter dem Mangel an Heiz- und Leuchtstoffen leidet. Bei weiter verschlechterter Ernährung auch noch in ungeheizten und unbelüfteten Wohnungen haufen zu müssen, das geht schließlich über die Kraft...

Arbeitermassen für ihre ungemein aufreibende Tätigkeit keineswegs die allseitig gebührende Anerkennung finden. Im Gegenteil, es geschieht mancherlei, was geeignet ist, die Arbeitslust der Bergarbeiter herabzudrücken!

Vier Jahre Krieg mit steigender materieller und seelischer Not liegen bald hinter uns. „Ein Volk von Brüdern wollen wir sein.“ hörten wir in der weiten Kundgebung; die „innere Front“ le durch gegenseitige Verständigung stark gehalten werden. Wie steht es damit in der Bergbauindustrie aus? Die Organisationen der Grubenbesitzer stehen der Vereinigung der Bergarbeiter noch genau so hochmütig ablehnend gegenüber wie vor dem Kriege!

Die auf Grund des Hilfsdienstgesetzes errichteten Schiedsgerichte werden von Werksverwaltungen sabotiert. In dem sie die Verhandlungen systematisch hinziehen, die den Arbeitern günstigen Schiedssprüche einfach nicht anerkennen oder so auslegen, daß die Streitigkeiten nicht abreißen. Die Arbeiterausschüsse werden als bloße Unterhaltungsclubs behandelt, mit leeren Redensarten abgespeist oder gänzlich ignoriert.

Eine Verbesserung unserer Kohlenversorgung kann durch eine Praxis, die mit den stärksten Mitteln des Zwanges arbeitet, durchaus nicht erzielt werden, vielmehr wird hierdurch die Arbeitslust der Kohlenarbeiter außerordentlich herabgedrückt. Mit solchen Mitteln läßt sich eben nicht „alles“ erreichen. Es muß dabei immer wieder hervorgehoben werden, daß die Bergarbeitermassen den guten Willen zur Erfüllung ihrer Berufspflicht haben und dies in zahlreichen Belegschaftsversammlungen ausdrücklich betonen.

Über wie wird verfahren? Am 25. Juni d. J. sandten die Vorstände der vier Bergarbeiterverbände eine gemeinschaftliche Eingabe um Lohnzulagen für die rheinisch-westfälischen Bergleute an den Vorstand des Zechenbesitzerverbandes (Essen) und ersuchten diesen höflich um eine Aussprache. Nun wäre die gute Gelegenheit da, sich über die Möglichkeiten einer Lohnaufbesserung, über die Schwierigkeiten der Arbeitsverhältnisse, die Höhe der Kohlenpreise usw. auszusprechen. Man darf versichert sein, daß die Gewerkschaftsvorstände der kritischen Situation sachlich und persönlich gerecht geworden wären. Heute sind bald drei Wochen seit Abgang der Eingabe verstrichen, aber der Zechenvorstand hat die Arbeiter nicht einmal einer Antwort gewürdigt!

Mittel verwerfen die Zechenherren. Sie verlassen sich letzten Endes auf ganz andere Maßnahmen, wie charakteristische Äußerungen von Werksorganen annehmen lassen. Gibt es in Deuschland keine Macht, die die Zechenherren zwingen kann, mit den Bergarbeiterorganisationen in Verhandlungen einzutreten? Sollen die natürlichen Schwierigkeiten unserer Kohlenversorgung noch künstlich gesteigert werden durch den krassen Herrenstandpunkt der Kohlengrubenbesitzer?

Wir stellen diese sehr ernste Frage nun vor der breiten Öffentlichkeit und erwarten von der Reichsregierung, daß sie recht bald die Widerspenstigen zur Anerkennung der gemeinwirtschaftlichen Notwendigkeiten nötigt. Die Arbeitervertreter sind jetzt wie auch früher zur Mithilfe bei der Verständigung bereit. Aufreizende Herrenliebhabereien, gestatten die Zeitverhältnisse aber nicht.

Das Wohnungsproblem

Von Paul Göhe; M. d. A.

Deutschland hat während des Krieges teilweise von den Vorräten gelebt, die es vor dem Kriege bei sich aufgestapelt hatte. Das gilt auch von den Wohnungen. Nunmehr ist deren Bestand so gut wie aufgebraucht. Es gibt, außer in mehr oder weniger abgelegenen Landstrichen, keine leerstehenden Wohnungen, namentlich Kleinwohnungen mehr. Fast alle sind besetzt, viele von ihnen stark vermehrt. Jede Wohnungserweiterung fehlt. Für den Augenblick des Friedensschlusses werden nach der voraussichtlichen Schätzung kenntnisreicher Fachleute 700 000 bis 800 000 Wohnungen für die aus dem Felde heimkehrenden Krieger nötig, die heute fehlen.

Aber damit erschöpft sich das Wohnungsproblem, vor dem wir stehen, nicht. Obwohl wir die Not sehen, die uns droht, sind wir zurzeit außerstande, ihr abzuhelfen. Es fehlt uns jede Kenntnis, wo sie, in welchen Teilen Deutschlands, bei Friedensschluß auftreten wird. Das hängt ganz von der Entwicklung ab, die hauptsächlich die Industrie bei uns nehmen wird. Wie aber diese Entwicklung sich vollziehen, insbesondere wo sie vorstatten gehen wird, weiß heute noch niemand. Es fehlt ferner an Arbeitskräften und Baumaterial, um heute die mangelnden Wohnungen in einigermaßen beträchtlicher Zahl herzustellen. Es gibt keine Ziegel und keinen Zement, es gibt keine Kohle, um diese Produkte herzustellen, keine Transportmittel, um Steine, Zement und Kohle für die Bauindustrie über das Land zu Bauzwecken zu verteilen. Die erdrückende Mehrzahl der Bauarbeiter steht im Felde. Das Installationsmaterial für Beheizung, Beleuchtung, Kanalisation und Wasseranlage ist von der Heeresverwaltung mit Beschlag belegt. Schließlich kommt noch der Mangel jeder Organisation auf diesem Gebiete dazu. Selbst wenn für die Erbauung der Wohnungen alles da wäre und man schon genau wüßte, wo gebaut werden müßte, so fehlt heute die Leitung, die, ähnlich wie auf dem Ernährungs- und Kriegsstoffgebiet, die Baupolitik nach einheitlichem Plane durchführen könnte. Auch die muß erst geschaffen werden. Bisher lagen in dieser Beziehung die Dinge so, daß das Reich sich bis vor kurzem als für Wohnungspolitik unzuständig erklärte. Sie sei nach der Verfassung nicht Sache des Reichs, sondern der einzelnen Bundesstaaten. Die Einzelstaaten aber wälzten die Verantwortung wieder auf die Gemeinden ab. Die Gemeinden jedoch sind heute so belastet, daß sie allein die ungeheure große Aufgabe nicht lösen können. So liegen zurzeit fast unüberwindliche Hindernisse vor, die es unmöglich machen, das Wohnungsproblem schon jetzt so anzupassen, daß es einer nahen Lösung zugeführt werden kann.

Andererseits ist das Wohnungsproblem aber jetzt, also vor Kriegsende, dabei, sich bereits in fühlbare Wohnungsnot umzuwandeln. Alle Zeitungen sind augenblicklich von dieser Tatsache voll. Ungezählte fühlen sie bereits an eigenen Leiden, noch bevor die Millionen, die draußen kämpfen, demobilisiert

Die armen Mädels ...

Wie hundert Tage sind in nichts zerfliebt, Seit sich zum Kampfe unsre Krieger scharten. Und auf den Tag, der sie uns wiedergibt, Millionen treue Herzen sehndend warten.

Die armen Mädels stehen still bewegt Vor ihrem Sonntag nach der Woche Mähen. Alwärts, wohin ihr Fuß sie wandernd trägt, Begleitend bange Sehnsuchtschatten ziehen. Mit wechem Herzen, doch besetzt von Mut, Sehnüßlos sie in bodenlosen Schländen, Im Meer der Zeit ihr schönstes Lebensgut, Die Tage ihrer Jugend, freudlos schwinden.

Wolff Raabe.

Die Medaille

Von Fritz Müller.

Die Kathi bei Professors hatte letztes Jahr ihr Jubiläum: 25 Jahre bei Professors. Dafür waren von der Stadt goldene Medaillen gestiftet. Umschrift: „Der Hausstreu für ein vierthundert Jahre braver Arbeit.“

Die Kathi trug die Münze nicht. Im Stadtwert tiefer fragten sie: „Warum wohl?“ Im Stadtwert höher sagten sie: „Weil sie selber ausgemünzt ist.“ Und noch ein Stadtwert höher hieß es: „Weil sie selbst die fünfundsamzigjährige goldene Umschrift trägt an Stirn, Rücken, Händen und Füßen.“ Ebenerdja aber, wo die Marie bei Inspektors vierundzwanzig Jahre diente, meinte man: „Vielleicht wartet man, bis die Marie und die Kathi ihre Münze zusammen tragen können, manche Sachen machen Frauen nur zu zweien.“

Die Kathi selber sagte nichts. Sie hatte nicht viel Zeit. Bertraut hieß es schlafen und nicht reden. Sonntags ging sie mit der Marie aus. Immer ins „Kroßdöl“. Das war ein großer Wirtsgarten am Fluße vor der Stadt. Da saßen sie einander gegenüber unter den Kastanienbäumen vor ihrem Glas Bier und hätten reden können nach Herzenslust. Und taten's nicht. Was hätten sie auch reden sollen? Ihre Herr-

schaft „auszurichten“ war kein Anlaß. Und was sie sonst erlebten, war ja immer gleich. So saßen sie in sonniglicher Stimmheit einander gegenüber, taten reithum einen Blick zum Himmel, einen Blick ins Grüne, einen Blick ins Bierglas, einen Blick einander in die alten Augen und sagten dann und wann: „Ja, ja, Kathi, so ist's halt auf der Welt, ja, ja.“ Worauf nach einer Weile Kathi sagte: „Ja, ja, Marie, auf der Welt ist es halt so, ja, ja.“

Dann gingen sie um halb sieben Uhr durch die Vorstadtstraßen wieder heim, mit sich und mit der Welt zurück. Und nur einmal, nachdem die Kathi ihre „Goldene“ im Stadthaus übergeben kriegt, ging die Rede unter den Kastanienbäumen etwas anders: „Ja, ja, Kathi, jetzt hast sie, ja, ja.“ Worauf nach einer Weile Kathi nickte: „Ja, ja, Marie, jetzt hab' ich sie halt, ja, ja.“ Dann, nach einer langen, geruhlosen Sonntagspause, wieder: „Ja, ja, Kathi, jetzt könntest sie auch tragen, wenn du wolltest, ja, ja.“ Und abermals das Nicken auf der anderen Seite: „Ja, ja, Marie, jetzt könntest ich sie tragen, wenn ich wollte, ja, ja.“

Ebenerdja, bei Inspektors angekommen, sagte aber Marie plöcklich: „Ja, ja, Kathi, schön muß sie ausschauen, deine Goldene, ja, ja.“ Worauf die Kathi nicht eben häßlich in die Tasche griff und die Medaille zeigte: „Ja, ja, Marie, sie ist so weit ganz schön, die Goldene, ja, ja.“ Die Marie aber hörte gar nicht zu. Seltsam funkelnd gingen ihre Augen um die Umschrift, seltsam stotternd buchstabierten ihre dünnen Lippen: „Der Hausstreu für ein vierthundert Jahre braver Arbeit.“ — „Ja, ja, Marie, im nächsten Jahr hast sie dann auch, ja, ja.“ — „Ja, ja, Kathi, im nächsten Jahr, ja, ja.“

Ein Jahr ging um. In zwei Monaten waren wieder Diebstahlsanzeigen auf dem Stadthaus fällig. „Ja, ja, Marie, jetzt triff's dich, ja, ja.“ „Ja, ja, Kathi, jetzt triff's mich, aber — aber ich mach' mit nicht viel draus, ja, ja.“ Nur widerwillig trauerten sich die dünnen Lippen zu der Lisa. Hatte sie doch das ganze Jahr daran gedacht: „Das nächstemal trifft mich auch die Goldene, ja, ja.“ Ein Bändchen war schon lange zurückgelegt, an dem die Goldene hängen würde.

Eine eine Woche um. Stand in der Zeitung etwas unter Beschädigtes, was den Inspektor nach dem Mittagsessen an seiner Brille rücken ließ: „Marie, ich muß Ihnen etwas vorstellen.“

„Sawohl, gnä' Herr.“ „Mit Rücksicht darauf, daß das Edelmetall der Reichsbank erhalten bleiben soll, haben die städtischen Kollegier be-

schlossen, anstatt der diesjährigen goldenen Dienstbotenmedaillen Guldene auszugeben.“

„Sawohl, gnä' Herr.“ „Haben Sie also verstanden, Marie.“ „Mein, gnä' Herr.“ „Wenn's nicht gnä' Herr viel leicht auf deutsch...“

„Wo laute es der Herr Inspektor auf deutsch: „Mir is's, Marie, mit der Goldene, ein Papier krieg'n S' dafür.“

Der alte Dienstmagd war's, als wäre ihr ein lebenslang mühsam erworbenes Gut mit einem Schlag geraubt. Die Falten auf ihrem Gesicht wurden vor Angst glatt: „Ein Papier, sag'n S', gnä' Herr, ein Papier!“

„Ja, einen Gutschein, den Sie unter Umständen nach dem Kriege doch noch in eine Goldene...“

Die alten Falten schossen ihr wieder ins verwitterte Gesicht. Sie lächelte ihr nachsichtigeredenes Dienstbotendächeln: „Jetzt hätten Sie mich aber belächeln müßten, Herr Inspektor, mit dem Späß.“

„Späß?“

„Ja, gnä' Herr, Sie haben doch schon oft so einen Späß aus der Zeitung.“

„Aus einem Wirtblatt, Marie. Das mit dem Gutschein aber ist kein Späß.“

Marie aber begriff noch immer nicht. Sie döste durch die letzte Woche. Sie wackelte aufs Stadthaus. Sie suchte vor dem goldbetretenen Türmann: „Meine Medaille, bit' schön?“

„Dritter Stock, Zimmer zweihundertfiebzehn.“

Sie stolperte mit einem zähen Traume von einer Feier mit Posamentenflößen, einer Bürgemeisterrede, einer erhabenen Gebärde beim Anhalten der Medaille über endlose Treppen und halbdunkle Gänge, sie stand vor einem Schalter, hinter dem ein klatterndiger Beamter verdröckten eine Liste blätterte: „Marie Steifinger, Dienstmagd dahier!“

Sie machte einen stummen Knicks. Des klatterndigen Kopf fuhr aus dem Schalter: „Können Sie sich nicht laut und deutlich melden? Hier, quittieren Sie! Halt — den Gutschein haben Sie vergessen!“

Radlos hielt sie das Papier in der Hand. Dampf wandelte sie die Gänge entlang. Stocksteif blieb sie plöcklich stehen: „Ja, ja, so, so, das Wichtigste.“ „Nachdemherlich tatterte sie sich zurück zum Schalter. Mit dem alten nachsichtigeredenen Dienstbotendächeln beugnete sie der Anfuhr der Blatternarbigen: „Was wünschen Sie denn noch?“









